

Die Himmelszerkratzerin

Graffiti der Zerstörung: Die Literaturwissenschaftlerin Catherine Mavrikakis malt ein Roman-Fresko der Nachkriegszeit in den Vereinigten Staaten.

Schwere Kost: Gemeint sind nicht die zäh verdaulichen Fleischhaufen – man hat „riesige Hähnchenschenkel, Rippchen vom Rind und Schwein und diverse Sorten fetter Würstchen gekauft, die wir für die Kinder in Hot-dog-Brötchen zwängen“ –, welche die Gäste einer Gartenparty zum Nationalfeiertag in ihre Mägen schaufeln. Gemeint ist das, was danach geschieht, in jener denkwürdigen Nacht vom 4. auf den 5. Juli 1979: Das Haus 4122 Veronica Lane in Bay City (Michigan), ein Wellblechbau, brennt nieder, Gastgeber Babette und Gustavo Uceus, Sohn Victor, Babettes Schwester Denise (die Mutter der Erzählerin) und ihr Sohn Angelo, selbst die Hündin kommen in den Flammen um. Nach Meinung der einzigen Überlebenden, der Erzählerin Amy Duchesnay, sterben auch ihre Großeltern Elsa Rosenzweig und Georges Rosenberg (eigentlich in Auschwitz ermordet), und zwar durch ihre, Amys, Brandstiftung; der Expertenbericht hingegen sieht die Schuld beim Funkenflug des Grills. Bis zum Schluss von Catherine Mavrikakis' Roman „Der Himmel über Bay City“ bleibt unentschieden, wer oder was verantwortlich ist. Den Geruch nach verbranntem Fleisch wird Amy jedenfalls nicht wieder los, sie wird Vegetarierin, Asketin – und Flugzeugpilotin.

Der aller Askese zum Trotz intellektuell und sinnlich deftige Roman ist originell aufgebaut. Im ersten Kapitel geht Mavrikakis in Jahresschritten die Zeit zwischen Amys Geburt 1961 und dem Brand durch. Die folgenden vier Kapitel sind ein Countdown: Vom 1. Juli an widmen sie sich je einem Tag, sodass der Leser auf einen Schrecken zuläuft, den er bereits kennt – in der Hoffnung, ihn besser zu verstehen. Es folgt eine Coda bis 1980, die berichtet, wie Amy in der Psychiatrie vegetiert, wegzieht, Linienspilotin wird, nach Indien reist und eine Tochter namens Heaven in Rio Rancho (New Mexico) großzieht. Die Gegenwart des Erzählens liegt deutlich später, mehr als zwanzig Jahre nach dem Brand; Heaven ist erwachsen und Amy eine Mager-süchtige, die geistig auf den Tod zugeht. Die chronologischen Grenzen sind ohnehin durchlässig, die Kapitel greifen weit aus, berichten von der Jugend der Mutter ebenso wie von der Gegenwart der Erzählerin, mengen Erinnerungen, Gegenwärtiges und Historisches.

Die 1961 in Chicago geborene Mavrikakis, die in Montreal Literaturwissenschaft lehrt, teilt manche Eigenschaft mit ihrer Heldin. Neben dem Geburtsjahr wäre das ein schwieriges Verhältnis zu einer französischen Mutter im amerikanischen Exil. Weder Figur noch Autorin haben jedenfalls Angst vor großen Themen: „Der Himmel über Bay City“ verflucht den Umgang Nachgeborener mit dem Trauma der Judenvernichtung und eine toxische Familiengeschichte, setzt alles ein ins große Fresko der Nachkriegsjahre, des amerikanischen Traums, der Konsum- und Pop-Kultur jener Jahre, den Bay City Rollers, den Beatles, Kiss und vor allem Alice Cooper, dessen „To My Nightmare“ nicht umsonst Amys Lieblingslied ist.

Im Hintergrund steht immer die Schoa; Amys Mutter und Tante sind als Kinder bei normannischen Bauern der Verfol-



Meteorologische Ausnahmezustände jederzeit möglich, gesellschaftliche ohnehin: Himmel über Michigan Foto plainpicture/Willing-Holtz

gung entkommen und 1957 in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Amy im K-Mart-Wunderland gelingt es indes nicht, die Schatten der europäischen Vergangenheit abzuschütteln, in der sich kulinarisches Raffinement und Kultur, aber auch Terror und Tod mischen. Die Neosenen ihrer Mutter, die einer togeborenen ersten Tochter nachtrauert und Amy abschiebt, um deren flüchtigem Vater nachzulaufen, machen die Lage nicht besser: „In Bay City bereue ich von klein auf jeden Tag meine Geburt. Unablässig suche ich den blässliche Himmel mit den Augen ab. Ni gelangt es mir, dort die Umrisse einer Zukunft zu erkennen.“

Und Mavrikakis packt die Symbole direkt an ihren spitzen Hörnern: Der Brand wütet wie gesagt am amerikanischen Unabhängigkeitstag, der obendrein Amys achtzehnter Geburtstag ist. Die Namen der Figuren sprechen deutlich, der Himmel als Sitz Gottes, hier leer und stumm, ist ein altes Sinnbild. Mavrikakis freilich gebraucht es in zugespitzter Form: Seit dem neunzehnten Jahrhundert nutzt die französische Lyrik das Himmelsblau, „l'azur“, um vom Ideal zu sprechen, am prominentesten Baudelaire und Mallarmé. Letzterer gehört zu den Forschungsgegenständen der Literaturwissenschaftlerin Mavrikakis, und auch im sonstigen Werk der Romanautorin und Essayistin spielt er eine Rolle. Mit dem Titel ihres aktuellen autobiographischen Textes „L'Absente de tous bouquets“ (Die Abwesende aller Blumen-

straßen, 2021) etwa spielt Mavrikakis direkt auf Mallarmés Essay „Vers-Krise“ an; im Roman „Der Himmel über Bay City“ ist die Referenz auf sein Gedicht „L'azur“ diskreter. Dass beide Texte jedoch zugleich ähnliche Mutterfiguren skizzieren, belegt, dass Mavrikakis Mallarmés Sprachkritik aufgreift, um sie existenziell-familiär zu wenden.

Konkret schlägt sich das in der Himmelsfarbe nieder, die im Roman nicht mehr die unerbittliche Tönung eines fernen, vielleicht ganz abwesenden Ideals ist, sondern das Blässliche industrieller Luftverschmutzung – Flint und Detroit liegen in der Nähe: „Der zeitgenössische Himmel ist schwarz, und sein Schatten wird immer länger. Obwohl sich unser Planet zunehmend erwärmt, verdunkelt sich der Himmel von Tag zu Tag. Die Apokalypse lässt uns glauben, das Ende der Welt wäre nah. Doch die Erde ist schon seit Langem tot, aufgeteilt, von den Menschen zerstückelt. Anschließend eroberten wir den Himmel, und jetzt zerstören wir ihn mit unseren Ausdünstungen, unserem Rauch, unseren Flugzeugen, unseren Emissionen.“

Catherine Mavrikakis will viel, mischt Judenverfolgung, Unterdrückung der amerikanischen Ureinwohner und Umweltverschmutzung im Kessel der Zivilisationskritik. Die Zusammenhänge sind mitunter assoziativ – was psychologisch und symbolisch eindringlich wirkt, überspannt argumentativ ab und an den

Bogen. Amys Haltung zu den verschiedenen Formen der Zerstörung ist zutiefst ambivalent, ja widersprüchlich. Auf der einen Seite stehen Trauer und Nostalgie, auf der anderen Seite der Wille, Beschleuniger auf den Weltenbrand zu gießen: Nachdem sie die Familie und ihre Geschichte zumindest der Absicht nach in Rauch hat aufgehen lassen, will Amy dem Blasslila den Garau machen. „Der Himmel muss brennen. Du musst alles in Brand stecken“, lautet der Auftrag ihres im Keller spukenden Großvaters Georges, und sie versucht, mit Linienflügen das Firmament zu zerkratzen. Nur ihre Tochter Heaven kann, wie der Name andeutet, Amys Geschichte noch eine andere Wendung geben.

Von so viel inbrünstigem Zerstörungswahn wird der Leser manchmal überfahren; auch ist der furiose Text nicht ganz frei von Redundanzen. Dennoch: Die wilde Sprache, die symbolische und emotionale Kraft reißen mit – „Der Himmel über Bay City“ ist einer der spannenden, herausfordernden Romane dieses Bücherebstes.

NIKLAS BENDER

Catherine Mavrikakis: „Der Himmel über Bay City“. Roman. Aus dem Französischen von Sonja Finck und Patricia Klobusiczky. Seccession Verlag für Literatur, Zürich 2021. 230 S., geb., 24,- €.



Das Gewicht verschiebt sich nach Ostasien

Adam Tooze über die globalen wirtschaftlichen und politischen Folgen der Pandemie

Während sich die meisten Studien bislang mit den mentalen und psychologischen Folgen der Pandemie und den zu ihrer Eindämmung ergriffenen Maßnahmen beschäftigen, mit Vereinsamung und Depression, Lernrückständen und wachsender Aggressivität in der Gesellschaft, hat sich Adam Tooze in seiner großen Arbeit zu Pandemie und Lockdown auf die weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Folgen konzentriert. Sein Fazit: China ist der eindeutige Gewinner der von Corona ausgelösten Krise, während die Vereinigten Staaten und die EU, also der alte „Westen“, den es in der Darstellung von Tooze so freilich nicht mehr gibt, einer der Verlierer ist.

Die Pandemie ist zwar in China ausgebrochen, aber es ist dem Regime – zugegeben, mit rabiaten Maßnahmen – gelungen, sie schnell unter Kontrolle zu bringen, anschließend als einer der Ersten mit der Wiederankurbelung der Wirtschaft zu beginnen und als einziges Land für das Jahr 2020 ein deutliches Wirtschaftswachstum auszuweisen. Vergleichbares ist dem Westen nicht gelungen: Die Erholung der Wirtschaft hat hier noch nicht das Niveau von 2019 erreicht, eine gewaltige Schuldenlast ist aufgetürmt, und die Risse in der alten transatlantischen Koalition sind im Verlauf der Pandemie größer und tiefer geworden. Immerhin konstatiert Tooze, dass Deutschland im europäischen Vergleich relativ gut durch die große Krise gekommen ist.

Es ist eine aus wirtschaftlichen Daten und politischem Handeln beziehungsweise Nichthandeln, Sorgen und Ängsten der Menschen, entscheidungsfreudigen wie entschlossenen Eliten, Rückkopplungseffekten und unbeabsichtigten Folgen gewobene dichte Erzählung, in der Tooze die Vorgänge der zurückliegenden einhalb Jahre „einzufangen“ sucht – einzufangen insofern, als es letzten Endes eine starke Vorstellung von Kausalitäten ist, die seiner Darstellung zugrunde liegt. Dadurch gelingt es ihm, dem verwirrenden Nebeneinander von pandemischen Daten, dem Auf und Ab an den Börsen und dem Hin und Her, Vor und Zurück der politischen Entscheidungsträger zu entkommen und zu zeigen, wie eng die Entwicklung der Infektions- und Todeszahlen, die diversen Versuche der Politik, auf die Abflachung der entsprechenden Kurven Einfluss zu bekommen, die Aussicht auf die Verfügbarkeit von Impfstoffen und schließlich die „Reaktion der Märkte“ in der heißen Phase der Pandemie zusammenhängen.

So entsteht ein Bild, das zwischen einer klassischen Tragödie und einer breit angelegten Erzählung von Aufstieg und Niedergang großer Mächte oszilliert. Tragisch ist das Handeln derer, die, um Unheil zu verhindern, das Unglück erst unabwendbar machen, während in der Erzählung den Akteuren nur die Rolle des Beschleunigers oder Aufhalters zukommt. Grundlegend ändern können sie nichts. Tooze lässt offen, welche von beiden Möglichkeiten ihm als die wahrscheinlichere erscheint. Und schließlich gibt es in der Erzählung auch noch die Rolle des Tölpels, der nichts begriffen hat und glaubt, durch eitle Selbstdarstellung Herr des Geschehens werden zu können. Ein ums andere Mal taucht im Buch Donald Trump in dieser Rolle auf.

Drei Ergebnisse hebt Tooze mit Blick auf die wirtschaftlichen Folgen der Pandemie hervor: In ihrer überwie-

genden Mehrheit haben die staatlichen Maßnahmen die Wohlhabenden in der Gesellschaft begünstigt und die wirklich Armen kaum oder gar nicht erreicht. Die gesellschaftliche Kluft zwischen Arm und Reich ist im Verlauf der Pandemie größer geworden – in den reichen Ländern des Nordens, in den Schwellenländern, in den Ländern am unteren Ende der Entwicklungsskala, aber auch in China.

Diese Beobachtung ist keineswegs trivial, denn zumeist führen große Krisen und nicht zuletzt Kriege zu einer Abflachung des Wohlstandsgeländes. Zweitens ist es zu einer unübersehbaren Verschiebung der wirtschaftlichen Gewichte nach Ostasien gekommen, insofern nicht nur China, sondern auch Südkorea und Japan die Krise relativ erfolgreich gemeistert haben. Dass die Weltwirtschaft nicht aus der Balance geraten oder gar zusammengebrochen ist, ist Ostasien – und nicht dem Westen – zu verdanken. Die Pandemie hat deutlich gemacht, wie stark die Verlagerung der weltwirtschaftlichen Zentren inzwischen fortgeschritten ist. Und schließlich ist das von den Vereinten



Adam Tooze: „Welt im Lockdown“. Die globale Krise und ihre Folgen. Aus dem Englischen von Andreas Wirthensohn. C. H. Beck Verlag, München 2021. 408 S., geb., 26,95 €.

Nationen betriebene Projekt der Armutsbekämpfung im globalen Süden um mindestens zwei Jahrzehnte zurückgeworfen worden.

Dass im Verlauf des Lockdowns eine Reihe von wirtschaftswissenschaftlichen Dogmen, so Tooze, außer Kraft gesetzt, wenn nicht widerlegt worden ist, mag für die einschlägigen Spezialisten von Bedeutung sein; dass die wirtschaftlichen Folgen der Pandemie weniger auf die staatlichen Eingriffe, wie etwa den Lockdown, sondern auf das eigenständige Reagieren vieler Menschen auf die gesundheitlichen Risiken eines „Weiter so“ zurückzuführen waren, ist dagegen von grundsätzlicher Relevanz, widerlegt es doch die Behauptung, die wirtschaftliche Krise sei im Wesentlichen eine Folge der staatlichen Bemühungen um die Eindämmung der Pandemie gewesen. Tooze zeigt in einem umfassend angelegten Vergleich, dass diese Behauptung falsch ist.

Zu den langfristigen Folgen der Pandemie gehören aber auch die Schlussfolgerungen, die von Politik, Administration sowie Wirtschaft aus einer kritischen Evaluation ihres Agierens gezogen werden. Tooze geht nämlich davon aus, dass die Coronapandemie kein Ereignis war beziehungsweise immer noch ist, das sich so schnell nicht wiederholen wird, wie deren Bezeichnung als „Jahrhundertpandemie“ suggeriert, sondern dass es sich um ein weiteres Glied in der Kette aufeinanderfolgender Pandemien im Zeitalter des Anthropozäns handelt. Ist das so, dann hat jetzt schon der Wettbewerb um das klügste und effizienteste Lernen aus den Fehlern und Misserfolgen im Umgang mit der Pandemie begonnen. Dabei kann man in Deutschland von Südkorea einiges lernen. Die Studie von Adam Tooze gehört zu den wenigen Büchern, die bei diesem Lernen anleiten können. HERFRIED MÜNKLER

Manchmal lacht man, wenn man sich fürchtet

Literarische Rückgriffe aufs Alte Testament sind typische Krisenbewältigungsstoffe: Auch der nicaraguanische Autor Sergio Ramirez hält es bei seinem Roman „Sara“ so

Madrid, Casa de América, Mitte September. Das Publikum erhebt sich von seinen Plätzen und klatscht minutenlang Beifall, als Sergio Ramirez nur dem – neben Mario Vargas Llosa – letzten Repräsentanten des als „Boom“ bezeichneten Welterfolgs lateinamerikanischer Literatur, sondern auch dem Homo politicus Ramirez: Mitgründer der Befreiungsfront, die den Diktator Somoza aus Nicaragua vertrieb, Vizepräsident und Außenminister der Sandinisten und graue Eminenz des Widerstands gegen seinen Ex-Kampfgefährten Daniel Ortega, der die Revolution usurpierte und mit Petrodollars aus Venezuela das Land diktatorisch regiert. Ramirez war in Madrid zur Vorstellung seines jüngsten Buchs, eines Krimis, den das Leben schrieb: Ein „roman noir“ über die schmutzigen Tricks, mit denen Ortega und die First Lady Rosario Murillo sich an der Macht behaupten, von Einschüchterung und Terror bis zu politischem Mord. Das Regime reagierte brachial: Das Buch von Ramirez wurde verboten, sein Haus durchsucht, er selbst zur Fahndung ausgeschrieben. Keine Kleinigkeit in einem Land, das seit Rubén Darío, dem Schöpfer des „Modernismo“,



Sergio Ramirez: „Sara“. Roman. Aus dem nicaraguanischen Spanisch von Lutz Kliche. Edition 8, Zürich 2021. 214 S., geb., 21,80 €.

seiner Frau Sara, der Gott verkündet, sie werde im hohen Alter schwanger und einen Sohn gebären, dessen Nachkommen sich über die halbe Welt verbreiten. Hinter einem Vorhang versteckt, hört Sara die Prophezeiung und reagiert wie Armin Laschet bei der Flutkatastrophe in Ahrweiler: Sie lacht. „Verzeiht, ihr Herren, wenn ich das tatsächlich getan habe, dann geschah das ohne Absicht. Aus rei-

ner Unsicherheit habe ich gelacht, oder vielleicht weil ich Angst bekommen habe. Manchmal lacht man ja, weil man sich fürchtet.“

Ähnlich wie beim Kanzlerkandidaten der Union, den der Lacher zur Unzeit wohl den Wahlsieg kostete, läuft es auch hier: Bis Sara einen Sohn gebiert, ist es ein langer, beschwerlicher Weg, auf dem Sodom und Gomorrha untergehen und Lot die eigenen Töchter schwängert – aber es ist nicht nötig, die von Ramirez kongenial nacherzählte biblische Geschichte hier zu rekapitulieren. Wichtiger ist die Frage, was einen Erzähler, der sonst Stoffe aus Nicaraguas Gegenwart oder Vergangenheit aufgreift, dazu veranlasst hat, sich den Erzählern und der Wiege der Menschheit zuzuwenden.

Eskapismus vielleicht, ein Ausweichen vor der politischen Aktualität – oder was verbirgt sich dahinter? Diese Frage hätte man auch Freud und Thomas Mann stellen können, und die Antwort läge auf der Hand: Nur auf den ersten Blick sind Manns Joseph-Trilogie und Freuds „Moses“ abgeklärte Alterswerke, die vor den Imperativen der Dreißigerjahre in mythisch verklärte Urzeiten flohen. In

Wahrheit führen beide Bücher ins Zentrum der Auseinandersetzung zwischen Faschismus und Barbarei am Beispiel der „Judenfrage“, die den Nationalsozialisten als Hebel zur Machtergreifung und zum späteren Vernichtungskrieg diente. So besehen ist die Frage nach dem Ursprung des Monotheismus, um die es bei Ramirez geht, nur scheinbar abgehoben von jenem Circulus vitiosus aus Gewalt und Korruption, in dem Nicaragua, ähnlich wie Venezuela, versinkt.

„Ich habe dir eine Geschichte erzählt, die für dich noch gar nicht geschehen ist, denn in Wirklichkeit geschieht in der Welt nicht ein Ereignis nach dem anderen... Alles geschieht vielmehr zur gleichen Zeit, sodass man die Zukunft als Vergangenheit sehen kann und umgekehrt. Und die Gegenwart ist nichts als eine Illusion.“ Eine ernst zu nehmende Literaturtheorie besagt, dass die Dichter uns stets aufs Neue dieselben Geschichten erzählen von Penelope, Odysseus, Ödipus, Antigone und so fort. Jan und Aleida Assmann haben gezeigt, dass und wie der von Echaton eingeführte Monotheismus im alten Ägypten verdrängt und verlegt wurde, aber in entstellter, verzerrter Form weiterwirkte. So auch hier. Und die Art

und Weise, wie Sara dem Erzvater Abraham in den Arm fällt, um die von Gott befohlene Opferung Isaaks zu verhindern, verweist auf das geflügelte Wort von der Revolution, die, wie derzeit in Nicaragua, ihre Kinder frisst.



Sergio Ramirez

Foto AP

All das klingt äußerst tief Sinnig und gelehrt. Doch was die Inhaltsangabe unterschlägt, ist die Tatsache, dass Sergio Ramirez einen unterhaltsamen, heiteren, streckenweise sogar humoristischen Roman geschrieben hat, der wie einst Thomas Mann das biblische Geschehen ironisch gebrochen nacherzählt. Die mal zu zweit, mal zu dritt auftretenden Engel machen alberne Faxen wie die Gehilfen in Kafkas Schloss, und Jehova ist ehrfurchtgebietend, gleichzeitig aber grausam und nachtragend wie ein orientalisches Despot. Dass die epische Ironie den Text über Räume und Zeiten hinweg trägt, ist auch ein Verdienst der gelungenen Übersetzung von Lutz Kliche, die dem Original bis in feinste Verästelungen hinein nachspürt.

Einen Voltaire verhaftet man nicht, soll Charles de Gaulle als französischer Staatspräsident mit Blick auf Sartre gesagt haben. Verhaftung droht Sergio Ramirez bei einer Rückkehr nach Nicaragua – das Regime seines Erzfeinds Ortega schreckt vor nichts zurück. Vielleicht ist das der Grund, warum er auf Befragen erklärte, er fühle sich wohler in einem Land, dessen Staatschef mit dem Fahrrad zur Arbeit fährt. HANS CHRISTOPH BUCH